





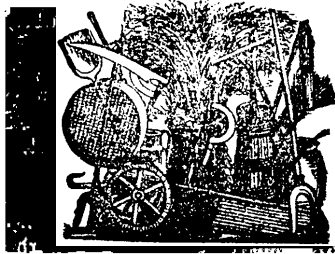




# Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Gratisbeilage der „Altpreussischen Zeitung“.

Erscheint wöchentlich  
einmal und wird den Abonnenten der  
„Altpreussischen Zeitung“  
gratis verabfolgt.



Beeignete, kurz gefasste Beiträge  
werden stets gern entgegengenommen  
und sind an die Redaction  
zu senden.

Druck und Verlag von H. Gaary in Elbing. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Nr. 8.

Elbing, den 25. Februar 1891.

9. Jahrgang.

## Beste Gesundheitsfutter für Zucht- und Arbeitsthiere.

Bei der Ernährung unserer landwirthschaftlichen Hausthiere verdienen diejenigen Futtermittel die größte Beachtung, mit denen man überall, wo sie angewendet wurden, die höchsten Wirkungen nicht nur bei Milch-, Kraft- und Mastzeugung, sondern ganz besonders bei der Nachzucht erreicht hat. Das gilt vornehmlich von den „getrockneten Biertrebern“ der Firma Gustav von Hülsen in Berlin, von denen 1 Ztr. so viel Nährstoffe enthält, als ca. 4 Ztr. Gerstenmalz. Nach ihrer Zusammenfassung von ca. 20 pCt. Protein, ca. 8 pCt. Fett und ca. 45 pCt. stickstofffreien Extraktstoffen bilden sie für alle Thiergattungen ein leicht verdauliches und hochbekömmliches Futter. Aber auch die „getrocknete Getreideschlempe“ aus derselben Bezugsquelle ist ein gleich werthvolles Futter.

An Kühe verabreicht wirken die Trockentreber überaus günstig auf die Milchsekretion; die bei solchem Futter produzierte Milch eignet sich speziell als Kuh- und Kindermilch, und die aus solcher Milch hergestellte Butter ist dauerhaft und wohlwollend.

Zu G- und Mastochsen giebt man die Treber trocken oder eingeweicht, resp. mit Rüben, Schnitzel, Schlempe, Kartoffeln zc. durchmischt mit bestem Erfolg.

Schafe nehmen die Trockentreber mit unglaublicher Begierde; die Mutterthiere liefern den Lämmern viel und hochverdauliche Milch und zur Mast aufgestellte Thiere wachsen in kurzer Zeit so enorm ins Fleisch, daß sie in 2 Monaten bis 50 Pfund pro Kopf an Gewicht zugenommen haben.

Für Zuchtsauen, Mast- und Fasel-schweine, sowie für Ferkel sind die Trockentreber im Gemisch mit Kartoffeln ein unentbehrliches Futter. Ueber den Futterwerth der Treber für Pferde haben sich nicht nur Geh. Rath Professor Dr. Märcker, Professor Dr. Goldfleisch in Breslau rühmend ausgesprochen, sondern die hervorragendsten Pferdezüchter und Kreisveterinäre haben dieselben auf Grund exakter Versuche zur Fütterung empfohlen.

Die „getrocknete Getreideschlempe“ enthält im Durchschnitt von 13 Analysen der landwirthschaftlichen Versuchstationen Deutschlands und der Schweiz: 24,8 pCt. Protein, 7,7 pCt. Fett und 43,5 pCt. Kohlenhydrate. Sie ist hochverdaulich, da nach Geh. Rath Professor Dr. Märcker von 100 Theilen Protein 92,9 über die außerordentlich günstigen Nährstoffe bestehendes, auf der landwirthschaftlichen Akademie Gohenheim bei Stuttgart erzieltes Resultat als Beweis für die Güte der getrockneten Getreideschlempe. Herr Professor Dr. Stieglitz schreibt

„Das Futter wurde trüchtigen und säugenden Schweinen, sowie Ferkeln und Mastschweinen gegeben. Es wurde gern von denselben angenommen und erwies sich als sehr befömmlich. Um einen Futterverwerthungs-Versuch zu machen, wurden zwei junge Polandchina-Schweine nur mit Molken und getrockneter Getreideschlempe ernährt. Dieselben erhielten pro Tag und Stück 7, also zusammen pro Tag 14 Kg. und in 55 Tagen 770 Liter Molke à 1 Pf. = 7,70 Mk., ferner 8 Tage lang getrocknete Schlempe pro Tag 2 Kg. = 16 Kg., 8 Tage lang getrocknete Schlempe pro Tag 3 Kg. = 24 Kg., 21 Tage lang getrocknete Schlempe pro Tag 4 Kg. = 84 Kg., 18 Tage lang getrocknete Schlempe pro Tag 4,5 Kg. = 81 Kg., Summa 205 Kg.

Da das Lebendgewicht in diesen 55 Tagen von 119 Kg. auf 161 Kg. stieg, die Gewichtszunahme somit 42 Kg. betrug, und 100 Kg. Lebendgewicht z. B. 100 Mk. kosten, so betrug die Werthsteigerung 42 Mk. und verwerteten sich die 205 Kg. Schlempe (nach Abzug von obigen 7 Mk. 70 Pf.) zu 34 Mk. 30 Pf. oder pro 100 Kg. zu 16 Mk. 73 Pf. (Dünger gegen Streu und Arbeit gerechnet).

Ueber die Fütterung selbst heißt es in dem Bericht:

„Die Schweine erhielten die getrocknete Schlempe stets zusammen mit Wasser und Molken. In der Regel wurde die Mischung im Troge selbst vorgenommen; durch Aufquellen in warmem Wasser und mehrstündiges Stehenlassen der Mischung scheint die Schmachaftigkeit und Verdaulichkeit des Futtermittels nicht beeinflusst zu werden.“

Beide Futtermittel, die „Trockentreber“ und „getrocknete Getreideschlempe“, werden unter voller Garantie für absolute Reinheit und Unverfälschtheit in vollen Wagenladungen von 200 Zentner frei überall hin von der Firma Gustav von Hülsen-Berlin geliefert.

## Forstmüthliche Vögel.

Ueber forstmüthliche Vögel hielt Professor Altum-Eberswalde in der letzten Sitzung der Ornithologischen Gesellschaft zu Berlin einen interessanten Vortrag. Im allgemeinen, so führte der Redner aus, bestätigt sich bei den Vögeln der alte Satz, daß das, was ästhetisch erfreut, selten in Bezug auf praktische Nutzbarkeit hervorragend ist. Es ist unbestreitbar, daß die Vögel ästhetisch für uns weit mehr Werth haben, als andere Geschöpfe, aber ebenso sicher ist es wiederum, daß die Vögel an der Veränderung der Natur weit weniger mitwirken, wie Säugethiere, Insekten und andere thierische Organismen. Nichtsdestoweniger bieten auch die Vögel manchen Nutzen, und namentlich der Forstmann weiß ihren Werth wohl zu schätzen. Man sagt gewöhn-

lich, daß die Vögel nützlich seien, wenn sie Insekten verzehren, es ist dies aber viel zu allgemein gefaßt, schon um deswillen, weil bei weitem nicht alle Insekten schädlich, die meisten sogar nützlich sind. Es ist sogar Aufgabe des Forschers, festzustellen, welche Insekten die einzelnen Vögel verzehren, um danach ihren Nutzwert genauer feststellen zu können. Der Redner ist auf diesem Gebiete selbst bahnbrechend vorgegangen und konnte die Ergebnisse seiner Ermittlungen vorlegen. Als ganz eminent nützlich Vogel ist danach vor allem der Kuckuck zu betrachten. Er ist der einzige Vogel, der haarige Raupen verzehrt; gerade die haarigen Raupen aber sind es, welche sehr häufig großen Schaden verursachen, wie der Kiefernspinner und die Prozessionstraube. Altum hat Kuckucke gefunden, die bis 93 Raupen in ihrem Magen aufwiesen. An zweiter Stelle nannte Redner die Meisen, die als Puppenvertilger von Bedeutung sind. Die Meisen sind von Natur aus für diesen Nutzberuf vortrefflich ausgerüstet, sie sind klein, gute Turner, nehmen ihre Nahrung nicht auf, sondern passen sie ab und können sich daher auch an größere Nahrobjekte heranwagen. Endlich sind sie ganz vortreffliche Spürnasen, denen nichts entgeht. Wie erfolgreich ihre Thätigkeit sein kann, zeigte eine vom Prof. Altum veranlaßte Statistik. Er hat in 3 Revieren die Kiefernspinncocons sammeln und untersuchen lassen, und da hat sich denn herausgestellt, daß von 8311 Kokons 1788 getödtet waren, und zwar 1300 durch Meisen. Dabei gab es aber in jenen 3 Revieren von den sechs Meisenarten nur 2, die noch dazu nur einen Monat und zu einer Zeit, wo die Vögel nicht streichen, gewirkt hatten. Aehnlich nützlich machen sich die sonst wohl mit Recht außer den gefeßlichen Schutz gestellten Krähen, deren Anwesenheit, wie Prof. Altum festgestellt hat, in einem einzigen Reviere dem Staate einmal 9000 Mk. erspart hat. Zum Schlusse gedachte Redner noch der Drossel, der man zum Vorwurf macht, daß sie Beeren fresse. Die Thatsache trifft allerdings an sich zu, ist aber nicht so schlimm, wie man annimmt, denn die Thiere bringen dadurch sogar Nutzen. Da die Drossel nämlich die Kerne, das „Gewöll“, wieder auswirft, so sorgt sie für Ausbreitung der beerenträglichen Unterhölzer.

## Allerlei.

H.—J. Verschluß der Milchzitzen bei Kühen. Derselbe entsteht häufig durch

Krankheiten des Euters und der Zitzen sowie durch Einführung von spitzen Gegenständen. Die Wänden des Zitzenkanals verwachsen miteinander, oder es bildet sich eine Haut über die Zitzenöffnung. In legerem Fall drängt man die Milch bis gegen die Haut und schneidet diese mit einem spitzen Messer durch. Bei Verwachsung der Wände muß man einen feinen Trokar so tief einstecken, bis nach dem Herausziehen desselben aus der sitzengeliebeneren Röhre Milch fließt. Man schiebt nach der Operation einen Guttapercharing in den Kanal, welcher bis zur Heilung der Wundränder sitzen bleibt, nur beim Melken entfernt werden muß.

A. Werth des Honigs für die Ernährung. Fast allgemein wird der Honig nur als Leckererei angesehen, jedoch mit Unrecht. Nicht allein daß der hohe Gehalt an Zucker einen beträchtlichen Nährwerth repräsentirt, sondern auch in diätetischer Hinsicht hat der Honig einen nicht unbeträchtlichen Werth, welcher den höheren Preis dem gleichen Gewicht Zucker gegenüber rechtfertigt. Selbst zu arzneilichen Zwecken wird der Honig verwandt, besonders bei katarhalischen Zuständen der Luftröhre, wo er seine vorzüglich lösende Wirkung zur Geltung bringt. Besonders gelobt wird eine Abkochung von 1 Theil Honig und 1 Theil Zwiebeln, welche, nachdem sie durch ein Sieb gelassen, zweimal täglich verwandt wird.

L.—I. Vertilgung der Küchenflöhe. Die Vertilgung der den Hausfrauen so lästigen Küchenflöhe oder Ruffen, die sich hinter jedem Kochherd oder Ofen einnisten, geschieht zweckmäßig in nachstehender Weise: Insektenspulver wird mit etwas Borax gemischt und mit einem Verstäuber in die Schlupfwinkel verstäubt; auch kann man den Borax mit Syrup und Mehl vermischen und zu einem festen Teig kneten, von dem kleine Stücke ausgelegt werden. Die Anwendung von Arsenikpulver im Gemisch mit Zucker ist nicht zu empfehlen, weil sie zu gefährlich ist, besonders in der Küche. Ein möglichstes Verstopfen und Verschlüßern aller Schlupfwinkel trägt viel zur schnellen Beseitigung der Hausplage bei.

A. Verbreitung der Tuberkulose (Schwindsucht) durch Geflügel. Die Thatsache, daß die schrecklichste der bei uns herrschenden Krankheiten, die Tuberkulose, in großartigem Maßstabe durch Rindfleisch verbreitet wird, beginnt unter dem Publikum endlich etwas bekannter zu werden; weit weniger bekannt ist dagegen die Gefahr der Ansteckung durch das Fleisch des Hausgeflügels. Tausende von schwindsüchtigen Hühnern werden jährlich verspeist und tragen ebenfalls in großem Maßstabe zur Verbreitung des Dämons bei, um so mehr, als Hühner, welche wegen mangelhaften Gedeihens bald geschlachtet werden, nur sehr geringe, für den Laien wenig auffallende, krankhafte Veränderungen zeigen und deshalb ohne Vorsichtsmaßregeln verspeist werden. Würde der Konsument einen Blick durchs Mikroskop auf kleine Theile von Leber, Darmtheilen u. s. w. solcher Thiere thun und sehen, wie unendlich viele Tuberkelbacillen hier warten, auf einen guten Nährboden gebracht zu werden, er würde seine Sorglosigkeit verlieren. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß kränkliches Geflügel nur bedingungsweise in vollkommen durchgebratenem oder durchgegottem Zustande verspeist werde, daß ferner auch bei Geflügel, von dessen Gesundheit man überzeugt ist, diese absolut nothwendige Vorsichts-

maßregel niemals außer Acht gelassen oder ein Haarbreit von ihr abgewichen werde.

§ Beweiden der Wiesen im Spätherbste. Die Herbstweide auf den Wiesen sollte so lange dauern, daß es dem Grase nicht mehr möglich ist, vor Eintritt des Frostes wieder entprechend anzuwachsen. Es soll sowohl das neu gewachsene, wie das abgestorbene Gras eine Decke bilden, welche den Wurzeln und jungen Keimen Schutz gegen Witterungseinflüsse bietet und gleichzeitig zu ihrer Kräftigung im Frühjahr beiträgt. Fehlt diese Decke, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn besonders in harten Wintern die Graspflanzen Schaden erleiden und der Ertrag im nächsten Jahre ein geringer ist. Eine gute Grasdecke im Herbst ist, schreibt Dr. Griesberg in der „Dresd. landw. Br.“, das sicherste Hilfsmittel, einen guten Ertrag im folgenden Jahre zu erzielen. Die Verschlechterung der Wiesen durch zu spätes Beweiden hat aber noch einen zweiten Hauptgrund: bei genauer Beobachtung wird man bald bemerken, daß überall das Weidvieh die bereits durch Herbstregen erweichte Wiesenarbe zertritt; dadurch bilden sich Sauerstellen, in Folge dessen oft die guten Gräser in wenigen Jahren schwinden und statt ihrer schlechte Gräser zum Vorschein kommen. Außerdem ist unausbleiblich, daß das beim Beweiden stets vorkommende Zutreten der Gräben und Kinnale der Versäuerung des Bodens vorarbeiten muß. Jedenfalls sollte man deshalb darauf bedacht sein, daß wenigstens die mehr feuchten Wiesen vor zu spätem Beweiden geschützt werden.

§ Wichtigkeit des Gießens bei spät bestellten Gemüsesorten. Wenn man mitten im Sommer noch Gemüsesorten säet und pflanzt, welche bis zum Herbst noch eine befriedigende Ernte bringen sollen, so hängt der bessere Erfolg vielfach nur vom reichlichen Gießen während der ersten Woche der Wachsthumperiode der betreffenden Gewächse mit ab. Zwei Wochen der heißesten Sommerzeit, in denen reichlich genossen wird, tragen mehr zur schnelleren Entwicklung der Pflanzen bei, als vier Wochen bei Trockenheit vermögen, und zwei Wochen Vorsprung spielen oftmals dann im Herbst hinsichtlich einer befriedigenden Ernte eine große Rolle.

§ Einmieten größerer Mengen gefaulter Kartoffeln. Im Herbst des Jahres 1888, in welchem, wie bekannt, die Kartoffelfäule stark austrat, waren wir auf unserem Gute genöthigt, schreibt Hr. B. Gazda in der „Wien. landw. Ztg.“, an die Konservierung angefaulter Kartoffeln zu denken und führten dieselbe auch mit bestem Erfolge folgendermaßen aus. Die in den Kartoffeln vorkommenden angefaulten Stellen wurden herausgeschnitten, die Kartoffeln zu Brei gekocht, auskühlen gelassen und sodann wie Rübenschnitte eingemietet. Zwischen die einzelnen Schichten wurden, um die Konsistenz dieser Masse zu erhöhen, geringe Mengen von Maisschrot gegeben. Nach 4 Monaten wurde mit der Verfütterung begonnen; das Produkt war vorzüglich, wurde von den Schweinen mit Begierde gefressen, reagirte schwach säuerlich, aus welchem letzterem Grunde entschieden widerrathen werden muß, die Kartoffeln mit den Rübenschnitten einzumieten.

§ Zur Bekämpfung der Kartoffelkrankheit. Die Anwendung von Kupfervitriolpräparaten als wirksames Mittel zur Bekämpfung der Kartoffelkrankheit scheint sich in der Praxis zu bewähren. Als besonders wirksam hat sich eine Auflösung von 2 Kgr. Kupfervitriol und 2,3 Kgr. Soda auf 100 Liter Wasser gezeigt. Die Lösung wird mit einer leistungsfähigen Nebenspritze Anfangs Juli zum ersten Male und in der ersten Hälfte des August zum zweiten Male bei trockener Witterung über die Pflanzen vertheilt, und zwar rechnet man pro Hektar ca.

1000 Liter Lösung. Die reine 0,4 proz. Kupfervitriollösung, sowie die im Handel vorkommenden Mittel Azurin und Poudre Golinet sind nicht zu empfehlen. Es mag noch bemerkt werden, daß man die Kupferlösung jedesmal unmittelbar vor dem Gebrauch frisch anfertigen muß, und daß man die Sodaauflösung und die Kupfervitriollösung nicht im konzentrirten Zustande zusammenbringen darf. Am zweckmäßigsten zusammenbringen darf. Man löst 2 Kgr. Kupfervitriol und 2,3 Kgr. krystallisirte Soda getrennt in je 8 Liter heißen Wassers. Auf dem Felde) verdünnt man die Kupferlösung auf ein Hektoliter und setzt dann unter Umrühren die 8 Liter Sodaauflösung hinzu. Unter Umständen vermag auch das Bestäuben der Blätter mit einem Gemenge von 10 Theilen Kupfervitriol, 10 Theilen gebranntem Kalk und 100 Theilen gebranntem Gyps gute Dienste zu leisten, doch ist im Allgemeinen das Bespritzen dem Bestäuben vorzuziehen.

§ Der Kampf gegen die Blutlaus, die schlimmste Feindin der Obstbäume, wird jetzt allenthalben wieder aufgenommen. Die Verwaltungen veröffentlichten Anleitungen der Regierungspräsidenten, in denen genau und in verständlichster Form die Mittel zur Vernichtung dieses Insekts angegeben sind. Im Wesentlichen hat sich bisher eine vom Hofrath Neßler empfohlene Mischung von grüner Seife, Fuselöl, Weingeist und Wasser hierbei am wirksamsten erwiesen.

#### Für die Küche.

† Kartoffeln mit Apffel. Kartoffeln werden mit wenig Wasser, etwas Braten ausgebratenem Speckfett und Salz aus dem Kernhaus befreite, in vier Theile saure (Mus-) Apffel hinzu und läßt sie öfterem Umrühren, ganz weich, müssen Sollt die Kartoffeln zu dick werden, so muß man heißes Wasser hinzuthun; man kann auch etwas Milch und Butter hinzuthun, wodurch der Geschmack verfeinert wird. Als Beilage giebt man kalten Braten, gebratene Speckcheiben, Wurst oder dergleichen.

† Berliner Mehlspeise. 1 Liter süße Sahne verührt man mit 375 Gr. feinem Mehl, 280 Gr. Zucker, etwas Zitronenschale und etwas feinem Zimmt über dem Feuer lange, bis sich die Masse vom Topf löst. Dann schüttet man den Brei in eine Schale, läßt ihn abkühlen und vermischt ihn mit 12 Eidottern und dem steifen Eiweißschnee. Man füllt die Masse abwechselnd mit einem guten Apfelmus und kleinen Biskuitwürfeln in butterbestrichene Form und backt die Mehlspeise in sehr gelinder Hitze ca. eine Stunde.

#### Korrespondenzen.

© Bremen. Der in der Gesamttauschsitzung der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft am 18. d. Mts. vorgelegene Bericht über den Stand des Unternehmers der Bremer Landwirtschaftlichen Ausstellung vom Juni dieses Jahres ergibt, daß der Erfolg der Ausstellung in jeder Richtung hin gesichert ist. In Bremen und dem nächsten Gebiet der Ausstellung sind sehr reichlich neue Preise gestiftet worden, die Anmeldung läßt auf eine reichliche Beschickung schließen und seitens der Stadt Bremen geschieht alles, um das Unternehmen zu fördern. Die Landwirtschafts-Gesellschaft hat angefangen vorausichtlich reichen Beschickung, namentlich mit edlen Pferden, beschloffen, die bereits ausgesetzten Preise durch eine Summe von 5000 M. zu vermehren. Die Anmeldung zur Ausstellung, welche in Berlin, Zimmerstraße 8, entgegen genommen wird, wird am 28. Februar geschlossen.

# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 47.

Erbing, den 25. Februar.

1891.

## Bei Pauline Lucca.

Eigentlich richtiger bei Baronin Wallhofen! Denn Pauline Lucca will nur mehr Baronin Wallhofen sein; Baronin Wallhofen hat mit Pauline Lucca abgerechnet, und die Rechnung ist nicht übel ausgefallen. Das behagliche Heim, das sich die emeritirte Künstlerin in der Masumofstygasse eingerichtet, läßt dies deutlich erkennen; auch die Zurückweisung der glänzenden Gastspielanträge, welche Pauline Lucca noch immer enthält, beweist wohl zur Genüge, daß Baronin Wallhofen es, Gott sei Dank, nicht mehr nöthig hat, ihre Kunst nach Brod gehen zu lassen. . . . Doch später mehr davon! Vorerst muß ich ja erzählen, wie ich zur Lucca — pardon! zur Baronin Wallhofen gekommen bin. Für Wien, wo die Künstlerin dem Publikum so angenehme Stunden bereitet, war dieselbe schon seit geraumer Zeit geradezu verschollen, man hörte nichts von ihr, und doch bleibt sie uns ewig unvergeßlich. . . . Hätte man sie nur als Carmen gesehen, so würde dies genügen, um sich ihrer stets mit Vergnügen und Dankbarkeit zu erinnern. Vor einigen Tagen war Pauline Lucca von einer Konzerttournee nach Wien zurückgekehrt, und dies bot mir die Veranlassung, der Künstlerin einen Besuch abzustatten.

Pauline Lucca sieht vortrefflich aus — sie lobt auch sehr ihre Gesundheit — der Glanz ihrer verführerischen Augen, der helle Klang ihrer Stimme haben sich nicht vermindert, und wenn man noch das lebhafteste Wesen der nunmehr in den Ruhestand getretenen Künstlerin auf sich einwirken läßt, dann begreift man nicht, warum dieselbe beschlossen hat, nicht wieder zu singen. Und diesen Entschluß hat Pauline Lucca unabänderlich gefaßt. In Frankfurt a. M. nahm sie vor Kurzem Abschied von der Bühne, in Warschau gab sie ihr letztes Konzert. Merkwürdig, die Lucca mußte erst nach Frankfurt reisen, um von der Bühne Abschied zu nehmen! Es ließe sich hierüber viel erzählen, doch es wäre müßig, irgend Jemanden dafür verantwortlich zu machen, daß die Künstlerin nicht Gelegenheit fand, in entsprechender Weise vom Wiener Publikum sich zu verabschieden. Die Hauptursache lag wohl darin, daß Pauline Lucca mit Baronin Wallhofen in Widerstreit geriet. In der General-Intendanz wünschte man, gleich nachdem Baron Bezecny die Leitung

übernommen, mit der Künstlerin einen festen Kontrakt abzuschließen, doch Baron Wallhofen war dagegen.

Auch bezüglich des Alters der Lucca entstanden Differenzen, so daß die Künstlerin sich einmal veranlaßt sah, ihren Tauffchein — derselbe lautete auf 44 Jahre — dem Direktor der Hofoper vorzuweisen. „Sie sind verrückt,“ sagte Zahn, aber in liebevollster Weise, „und reden sich selbst Dinge ein, von denen kein ernster Mensch spricht,“ — die Lucca blieb aber dabei, daß man sie für zu alt halte und — kurzum, sie ging, sie konnte es thun. . . . Fünfhundert Gulden Honorar pro Abend sind wohl ein hübsches Stück Geld, aber, so wie der Prophet im Auslande mehr gilt als in der Heimath, so die Sängerrinnen. Pauline Lucca hat erst in den letzten acht Wochen auf ihrer Konzertreise durch 18 Städte nicht weniger als 143,000 Mk. eingeheimst. Und mit Anträgen der verlockendsten Art wird die Künstlerin noch immer bestürmt, aber nun bleibt sie auch dem eitlen Golde gegenüber stark, d. h. sie hütet das Erworbene. „Ich will und werde nicht mehr singen!“ ruft sie lebhaft aus, — nur schade, daß sie das nicht singt; es wäre noch schöner.

Dieser Tage erhielt die Lucca auch einen Antrag an das Kroll-Theater zu Berlin, Honorar für zehn Abende 70,000 Mk. Aber nicht um eine Million ginge die Lucca wieder nach Berlin. Als der deutsche Kaiser vor zwei Jahren in dem ihm zu Ehren in der Hofburg gegebenen Konzerte die Künstlerin fragte, wann sie wieder einmal in Berlin singen werde, sagte sie: „Niemals mehr, Majestät!“ „Und warum?“ lautete die Gegenfrage des Kaisers. „Das läßt sich nicht kurz sagen,“ erwiderte die Künstlerin, „aber ich habe gewichtige Gründe.“ Diese Gründe sind allerdings wichtig genug, um die Abneigung der Lucca gegen die deutsche Reichshauptstadt zu rechtfertigen. Vor einigen Jahren weilte Pauline Lucca auf der Durchreise nach Rußland in Berlin, und hatte sich verpflichtet, in einem Konzerte der Philharmonie mitzuwirken, nachdem sie es wegen der ungünstigen künstlerischen Verhältnisse abgelehnt hatte, in der königlichen Oper zu singen. Da kam der damalige Intendant Baron Hülsen außer Fassung zur Künstlerin geeilt und sagte in großer Erregung: „Was thun Sie uns da an? Sie singen in der

Philharmonie und in der Oper nicht, man wird mich steinigen und glauben, daß Sie meinetwegen nicht singen wollen. Das dürfen Sie mir nicht antun!" Ein eben anwesender Schriftsteller schaffte Rath. Es wurde beschlossen, daß das Konzert in der Philharmonie pro forma zu Gunsten des Hülsen-Fonds angekündigt wurde, und Baron Hülsen gab sich zufrieden. Ueberdies wurde festgesetzt, daß dem Fonds eine kleine Summe aus dem Erträgnisse zufließe. Frau Lucca mußte nach wenigen Stunden nach Rußland abreisen, und als sie wieder nach Berlin zurückkehrte, um in der Philharmonie zu singen, hatte sie nur so viel Zeit, zu fragen, ob die Angelegenheit mit Hülsen geordnet sei, was auch bejaht wurde. Das Konzert warf ein Erträgniß von 23,000 Mark ab, und die Künstlerin reiste höchst befriedigt nach Wien zurück. Wie mußte sie jedoch erstaunen, als nun in Berlin ein publizistischer Sturm gegen sie losging und sie beschuldigt wurde, unter falscher Flagge gesungen und den Hülsenfonds betrogen zu haben. Alle Aufklärungen halfen nichts, und in Berlin glaubt man die „haarsträubende Geschichte“ vielleicht heute noch. . . Selbst das amerikanische Goldlaub übt auf Frau Lucca keinen Reiz mehr aus. Kürzlich erbielt sie einen Antrag, in hundert Konzerten in Amerika zu singen und geboten wurde ihr hierfür nicht weniger als 500,000 Franks. Die Künstlerin bleibt aber in Wien und wird ihre Gesangkunst auf Andere übertragen, soweit dies natürlich möglich ist. Baronin Wallhosen ist Gesangslehrerin geworden. „Singen will ich nicht mehr,“ sagte die Künstlerin heiter und ohne jedes Bedauern; nichts zu thun, dazu bin ich noch zu jung, und so muß ich mir denn eine passende Beschäftigung suchen. Die Künstlerin hat sich als Lehrerin ihre eigene Methode zurechtgelegt, die allerdings im Wesentlichen der Unterrichtsweise der Marchesi gleicht. Frau Lucca hat die Absicht, nicht mehr als acht Schülerinnen aufzunehmen.

Sie führt das Klassensystem ein, indem sie je vier Schülerinnen zwei Unterrichtsstunden gemeinsam ertheilt. Sie ist der Ansicht, daß eine Schülerin nicht eine ganze Stunde hindurch singen kann, ohne zu ermüden, während, wenn vier Schülerinnen gemeinsam Unterricht nehmen, jede derselben eine halbe Stunde singt, in der übrigen Zeit jedoch durch das bloße Zuhören viel profitieren kann.

„Um das Wiener Publikum ist mir sehr bange,“ sagte Baronin Wallhosen zum Schlusse, „ich habe die Wiener sehr lieb, und nun muß ich sie mißen. Ich werde stets mit Freuden der Gunst gedenken, welche die lieben, guten Wiener mir geschenkt.“ Bei diesen Worten wurde Baronin Wallhosen etwas ernst gestimmt, aber bald war sie wieder Frau Lucca, so heiter und temperamentvoll, wie in ihrer besten Zeit. . . . Und so wird sie auch in unserer Aller Erinnerung fortleben. . . .

## Winterabend-Spiele.

Ein Spiel, welches dem bekannteren und hervorragenderen Verbesserer Zufall wieder Gelegenheit giebt, sich in aller Grazie zu zeigen, ist „Porträt und Unterschrift“.

Die Gesellschaft bildet einen Kreis und der Spielleiter giebt seinem rechten Nachbaru seine Namen einer Person, sei dies eine in der Öffentlichkeit allgemein bekannte oder, weil dem Spielkreise angehörig, Interesse erweckende.

Seinem linken Nachbarn aber sagt er eben heimlich ins Ohr ein Motto, welches in einem Spruch, einem Liebesvers oder einem geflügelten Worte bestehen mag.

Ähnlich verfahren Alle. Jeder empfängt von links einen Namen und giebt rechts einen solchen, aber natürlich andern, nicht den selbst empfangenen und jeder erhält von rechts ein Motiv und giebt ein solches, aber auch andern an seinen linken Nachbarn.

Ist die Colportage beendet, so erfolgt die Kundgabe dessen, was der Zufall stiftete. Der Spielleiter beginnt mit der beispielesweisen Erklärung:

Ich empfang das Bild des Fürsten Bismarck und dazu die Unterschrift: „S' ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Welch eine feine Anspielung!

Oder der Folgende berichtete etwa:

Ich empfang das Bild des Fräulein M. (eines Mitgliedes der Spielgesellschaft) und dazu die Unterschrift:

„Schweigen ist Gold, Reden Silber.“

Wenn die Dame sich — wie ja wohl dem wäre — einer gewissen Jungengeläufigkeit erfreute, körnte der Effekt dieses ihres Porträts nur anmirend sein.

Ebenso, wie wenn einem hierbauchbegierigen Herrn auf diese Weise ins Stammbuch gezeichnet wird:

„Wasser thus freilich nicht!“

oder einem windbeuligen Dichterlinge — es soll auch solche geben —:

„Was ich des Tags verdient mit meinem Leyer,

Das geht des Abends wieder in den Wind! Wind! Wind! —“

Kurz, es liegt ein gut Theil des Spaßes bei dem Walten des Zufalls, aber sehr angemessen nachhelfen können die Spieler diesem, indem sie möglichst solche Unterschriften geben, welche einen pikanten Bezug auf Mitglieder der Gesellschaft haben, da wohl anzunehmen ist, daß viel Theilnehmernamen herumgereicht werden und schon der Scherz sich nicht übel macht, wenn die deutliche Anspielung auf Jemanden nicht diesem, sondern einem resp. einer Andern unter's Bild gesetzt wird.

Als hoch komische Variante des eben erwähnten Spiels darf „Ursache und Wirkung“ gelten. Es erhellt wohl sofort, daß in diesem Falle rechts herum allerlei Ursachen und links



herum deren Wirkungen gegeben werden und daß die Konfusion des Zufalles auch hier ein weites Feld erspriechlicher Aktion findet.

Man denke z. B., Jemand erhält von links her den Satz: „Weil ich Fräulein X. liebe —“ und von rechts: „Deshalb komme ich in eine Kaltwasserheilanstalt —“ oder: „Weil ich von Politik nichts verstehe —“ „Deshalb stecke ich meine Nase in Alles“.

Die Bahn ist bei diesem Spiel für kleine Malice noch freier als bei Porträt und Unterschrift und wer nur ein wenig Anlage zeigt, pikante „Wirkungen zu ersinnen, wird die einfachsten „Ursachen“ zu einem Heiterkeitserfolge ausgestalten.

Je nach dem geistigen Niveau der Spieler können beide Spiele sehr geistreich sein, und es ist deshalb grundfalsch, einfache Spielart, wie sie hier vorliegt, etwa gleich immer für einen Maßstab des Werthes, resp. also des Minderwerthes anzusehen, bei den meisten Spielen kann man sagen, sie sind so gut, wichtig und unerhaltend als diejenigen sind, welche sie ersetzen und ganz besonders gilt der Satz bei „Porträt und Unterschrift“, sowie seiner kunstlosen Variante „Ursache und Wirkung“.

## Manigfaltiges.

— **Vor dem Kaiserpaar** fand neulich im Heim des erbprinzlich meiningenschen Paares in **Berlin** eine Dilettantenvorstellung statt. Der Zettel lautete wie folgt:

Einmaliges Gastspiel:

Monsieur Herkules.

Originalschwank in 1 Aufzug von G. Belly.

In Szene geklüstert vom Oberspielleur  
Herrn Max Bassano.

Personen:

Mahlmann, Direktor eines Erziehungsinstituts:  
Bernhard Bein, vom Kroll'schen Etablissement.

Ernestine, seine Tochter: Charlotte de Pomme,  
vom Kroll'schen Theater.

Maus, Kandidat: Hans Rüz, vom Franz-  
Theater.

Schreier: Max Schif, vom Alexander-Theater.

Cäsar: Heinrich Sprotte, vom Hoftheater in  
Kiel, \* \* als Gast.

August, Aufwärter: Adam Eochen, vom Bomster  
Residenz-Theater.

Hanne, Stubenmädchen: Sophie Bergère, vom  
Meininger Hoftheater.

Ort der Handlungslosigkeit:

Das Gasthaus eines kleinen Provinznestes.

Zeit: 1891 n. Chr., den 15. Februar.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Kaiser die Vorgänge auf der Bühne und freute sich des durchsichtigen Infognitos der auftretenden Personen. Als der Zirkusdirektor Schreier, dargestellt von Max Schif (Premierlieutenant Graf Schack vom Alexander-Regiment), mit Hintansetzung aller Subordination dem Auf-

wärter August (Korbettenskapitän von Arles) seine Befehle zuherrschte, vermochte sich der Monarch augenscheinlich noch nicht recht über die Personen der Mimen zu orientiren. Kaum aber hatte Bernhard Bein (Erbprinz von Meiningen) als Institutsdirektor Mahlmann mit seiner Tochter Ernestine (Erbprinzessin von Meiningen) die Bühne betreten, als der Kaiser die Darsteller erkannte und sich mit vollem Behagen der Freude an den lustigen Wendungen des Dialogs hingab. Der schüchtern Kandidat Maus (Premierlieutenant von Kürleben vom Franz-Regiment) fand einen würdigen Partner an dem Monsieur Herkules des Prinzen Heinrich, und der Beifall erreichte, wie die „Sportswelt“ schreibt, seinen Höhepunkt, als der fürstliche Jongleur Pauensfedern auf der Nasenspitze zu balanciren, unendliche Bandschleifen aus dem Munde zu ziehen und die verwickeltesten Kartenkunststücke vorzuführen begann. Der Erfolg des Abends war ein wohlverdienter, denn die Mitglieder des einmaligen Gastspielensembles hatten sich mit wahrem Feuereifer ihren Aufgaben gewidmet.

— Die „Gentlewoman“, ein Londoner Wochenblatt, das ausschließlich von Frauen für Frauen redigirt wird, erzählt in ihrer letzten Nummer folgende **Telephon-Geschichte**: Als die telephonische Anlage von der Londoner Centrale nach Schloß Windsor fertiggestellt war, wollte Königin Victoria eine musikalische Produktion durchs Telephon hören. Eine Kapelle und ein Solosänger wurden für einen bestimmten Abend bestellt. Die Verbindung hatte aber im Windsor-Park Schaden gelitten, und nachdem man sich eine Stunde lang vergeblich geplagt, sie wieder herzustellen, schickte der Direktor der Centrale sowohl die Kapelle, als den Sänger fort. Plötzlich meldet man sich aus Windsor, die Verbindung ist in Ordnung und die Königin steht am Telephon, um der Produktion zu lauschen. Der Direktor ist in heller Verzweiflung und greift zum letzten Auskunftsmittel, das ihm bleibt — er singt selbst in's Telephon. Nach beendeter Produktion, während welcher sein Muth gewachsen war, wachte er zu fragen: „Haben Euer Majestät die Musik zu unterscheiden vermocht?“ — „Ja wohl.“ klang es zurück. „Es war: God save the Queen, und — schlechter gesungen, als ich es je zuvor gehört.“

— **Neuerst pikante Beweggründe** wissen französische Blätter den verschiedenen Expeditionen des Duc d'Orléans unterzuschreiben, ob mit Recht oder Unrecht, das bleibe dahingestellt. So erzählte man leztlich in Pariser Journalen, daß der junge Herzog von Orléans, bekannt unter dem Spitznamen „Prince Gamelle“, in die Opernsängerin Fräulein Melba sehr verliebt sei; eine Liebe, die übrigens nicht ohne Erhörung geblieben, und daß diese Liebe Ursache der überraschenden Expeditionen sei, welche die schmeichelnden Freunde des Prinzen dynastischen Gefühlen zuschreiben. Prinz Gamelle

hörte und sah Fräulein Melba zuerst in Brüssel und dort verliebte er sich in sie. Die Sängerin nimmt ein Engagement an der Pariser Oper an, und da trifft es sich, daß der Prinz ungeachtet des Verbannungsgesetzes, das ihm den Aufenthalt in Frankreich verbietet, nach Paris kommt, um die Zulassung zur Erfüllung seiner Militärpflicht zu begehren — glücklich, von seinem Idol bloß durch einige Kilometer Weges getrennt zu sein. Kaum war der Prinz begnadigt, eilte er nach London, wo wiederum Fräulein Melba zufällig engagirt ist. Wegen aller dieser Liebesgeschichten findet die Heirath mit seiner Verlobten, der Prinzessin Marguerite, nicht statt, was heftige Szenen zwischen Vater und Sohn hervorruft. Und auch ein anderer Liebesroman findet gleichzeitig sein jähes Ende. Es hatte sich in die Sängerin, als sie noch eine Unbekannte war, ein berühmter Maler verliebt, der ihr, als er von ihrer Aufführung hörte, stolz den Rücken kehrte. Nun sprach Fräulein Melba von einem Engagement in Petersburg. Unverzüglich wollte der Herzog Dienste in der Garde des Zaren nehmen, und da ihm dies nicht gestattet wurde, reist er als Privatmann dahin, wo gerade die Sängerin auf der Wische ist. Das kann Alles freilich auch ein Zufall sein, aber es giebt französische Blätter, welche steif und fest dabei bleiben, es handle sich hier um Absicht und nicht um Zufall.

— **Kurz vor der Hinrichtung getraut.**

In der Gefängiskapelle zu Cordoba herrschte am letzten Sonntag eine große Bewegung. Die Kapelle sollte das merkwürdige Schauspiel erleben, daß ein Mädchen mit einem Manne, dessen Leben nach Stunden zählte und das dem Henkerbeil verfallen war, vor den Altar treten wollte, um sich mit diesem Manne ehelich zu verbinden. Der Bräutigam war ein vierfacher Mörder, Namens Cintabeldo, der im vorigen Sommer auf entsetzliche Weise seine Opfer umgebracht und dann, als wäre nichts geschehen, sich angekleidet hatte, um einem Stiergesichte beizuwohnen. Beim Ausgange aus dem Zirkus erfolgte seine Verhaftung. In dem Prozesse leugnete er seine Schuld, für welche jedoch so belastende Momente ergaben, daß seine Verurtheilung zum Tode erfolgte. Erst als Cintabeldo einsah, daß er bald vor dem höchsten Richter stehen werde, legte er dem Priester ein umfassendes Geständniß ab. Zugleich erbat er sich als letzte Gnade, mit seiner Geliebten, Teresa Molinero, getraut zu werden, damit die ihrem Verhältniß entsprungene Tochter legitim werde. Und so fand die Trauung statt. Dieser wohnten 50 Gefangene bei, außerdem füllten die Kapelle viele Damen aus der Gesellschaft Cordobas. Als Trauzeuge fungirte der Marquis de Villaverde, dessen Tochter Marie den Vater begleitet hatte. Zunächst erschien die Braut, gefolgt von ihren Verwandten, und an der Hand ihrer Schwester wurde die Tochter mit heretingsührt. Dann erschien in der Mitte zweier Wächter der Bräutigam und schritt, be-

gleitet von Priestern und frommen Brüdern, dem Altare zu. Er war zerknirscht und weinte bitterlich, ebenso Teresa, als der Vater Simon die Trauende anhub. Alle Formalitäten wurden erfüllt, als handelte es sich um ein Paar, das nun in das bürgerliche Leben eintreten sollte. Die an sie gerichteten Fragen des Priesters beantworteten sie unter Schluchzen. Der Trauung schloß sich ein Bankett an, welches der Marquis de Villaverde veranstaltet hatte und an welchem Alle, die der Trauung beigewohnt, theilnahmen; selbst die üblichen Hochzeitsgaben fehlten nicht.

**Weiteres.**

\* [Ueberraschung.] Ein Arzt, ein leidenschaftlicher Nimrod, erlegt auf der Jagd einen prachtvollen Steinadler. Hocherfreut trägt er denselben sorgfältig heim, da er beabsichtigt, ihn als Hauptschmuck seines Jagdzimmers ausstopfen zu lassen. Zu Hause angekommen, hängt er den Vogel in die Kammer, in welche er immer seine Jagdbeute, wie Rebhühner, Schnepfen u. zu bringen pflegt und geht dann ins Wirthshaus, wo er von seinen Jagdfreunden beglückwünscht und beneidet wird. Als er Abends heimkehrt, tritt ihm seine Köchin, eine ehemalige Bauernbirn', entgegen mit den Worten: „Awer, Herr Doktor, was dees nor for e' Vochel is! . . . So schwer han ich noch keen' — geropp!“

\* [Bei der Modistin.] „Könnten Sie mir vielleicht Ihre neuen Modelle für die Frühjahrsaison zeigen?“ „Es thut mir leed, gnädige Frau, aber wir haben sie selbst noch nicht.“ „Das ist sehr schade. Ich muß nämlich verreisen, und da hätte ich jetzt schon gerne gewußt, auf welcher Seite der Rose man dieses Frühjahrs den Hut besetigen wird.“

\* [An Bord eines Dampfers] ladet ein Passagier einen Matrosen zu einem Glase Rum ein. Der brave Seemann schüttelt den Kopf und sagt: „Danke sehr, allein ich habe drei Gründe, dies abzulehnen: Erstens ist es mir noch zu früh am Tag, um mit Genuß zu trinken, dann liebe ich den Rum nicht und endlich hab' ich schon vier Gläschen Cognac zu Frühstund getrunken.“

\* [Schlechtes Gewissen.] Landwirth: „Ihre Würste haben meinen Leuten vorzüglich geschmeckt — sie haben beim Essen derselben ordentlich gewiebert vor Vergnügen!“ — Metzger: „Das ist beim Inhalt meiner Würste kein Wunder!“

\* [Auf dem Pferdemarkt] ruft ein Händler seinem Gehülfsen zu: „Jacobleben, seß' Dr' auf den Braunen und reiß' ihn dem Herrn Baron vor.“ Jacob (leise zum Prinzipal): „Soll der Gaul zum Verkauf laufen oder zum Ankauf?“